



Die Geschichte der Welt in einem Band

Helmut Michels

Olms

Helmut Michels

Die Geschichte der Welt in einem Band

Helmut Michels

Die Geschichte der Welt
in einem Band



Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York
2015

Abbildung des Buchumschlags:

Christoph Jamnitzer der Ältere, Entwurf für einen Globusbecher.

Zeichnung (nach 1592)

© bpk/ Kunstbibliothek, SMB / Dietmar Katz

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig.

Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,
Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung
in elektronischen Systemen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Georg Olms Verlag AG, Hildesheim 2015

Umschlagentwurf: Anna Braungart, Tübingen

Satz: Katrin Schmidt, Hildesheim

www.olms.de

E-Book

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-487-42138-4

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
A. Vor- und Frühgeschichte: Frühzeit und Wesen des Menschen . .	13
B. Die Geschichte	19
I. Die Ältere Zeit:	
Die Epoche der autonomen Weltkulturen	19
1. Die Antike: Weltkulturen am Mittelmeer –	
Vorfahren Europas	19
a. Der Alte Orient: Ägypten und das Zweistromland –	
Die ersten Hochkulturen	19
b. Griechenland – Die griechische Kultur	34
c. Rom – Die römische Herrschaft	49
2. Das Mittelalter: Europas Geburt, Kräftigung	
und Wachstum	65
a. Byzanz – Die ältere Schwester des Abendlandes	65
b. Das Abendland	75
ba. Das Abendland im Frühmittelalter – Geburt	75
bb. Das Abendland im Hochmittelalter – Kräftigung . .	90
bc. Europa im Spätmittelalter – Krisen und	
Wachstum	108
3. Außereuropäische Hochkulturen: Gefährten –	
Die Geschichte der einen Menschheit?	134
a. China und Japan – Vielfalt und Einheit, Zerfall und	
Zusammenfassung	134

b. Indien – Die Vereinbarkeit des Unvereinbaren	149
c. Die islamische Welt – Hingabe an den einen Gott	161
d. Afrika und Amerika – Die Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem	172
Reflexion: Zur Philosophie der Weltgeschichte	185
 II. Die Jüngere Zeit: Aufstieg und Weltgeltung Europas	195
1. Die Frühe Neuzeit (1492-1789): Der Aufstieg	195
a. Die Expansion Europas nach Übersee – Die Weltstunde Portugals und Spaniens (1492-1598)	195
b. Die Einheit der lateinischen Kirche zerbricht – Deutschland im konfessionellen Zeitalter (1517-1648)	208
c. Die Entstehung des neuzeitlichen Staates – Frankreich im Zeitalter des Absolutismus (1648-1789)	228
d. Rationalisierung und Entzauberung der Welt – Das Zeitalter der Aufklärung (1680-1789)	239
2. Das Lange 19. Jahrhundert (1789-1918): Weltgeltung	252
a. Demokratisierung – Probleme der Geschichte der Französischen Revolution (1789-1799)	252
b. Restauration und Liberalismus – Europa im Banne der Französischen Revolution (1815-1849)	266
c. Der Nationalismus – Deutschland und Italien werden Nationalstaaten (1803-1871)	288
d. Die Nr. 1 in der Wirtschaft – Industrielle Revolution und Soziale Frage (18./19. Jh.)	301
e. Europa als Vormacht der Welt – Das Zeitalter des Imperialismus (1880-1918)	319

3. Das Kurze 20. Jahrhundert:	
Selbstzerfleischung und Abstieg	339
a. Faschismus, Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg (1919-1945)	339
b. Der Krieg der Erben – Die USA, die SU und der Kalte Krieg (1947-1991)	360
c. Die Antworten der Welt auf die europäische Herausforderung (1945-heute)	382
Nachwort: Warum Europa?	397
Verzeichnis der Karten und ihrer Nachweise	402
Register wichtiger übergreifender Begriffe	403

*Ganz wie die Blätter so sind die Geschlechter der Menschen.
Die einen verwehen im Wind, die anderen
Sprießen im Frühling am grünenden Holz;
So die Geschlechter der Menschen: das eine erblüht, das andre vergeht.*

(Homer, Ilias VI 146-149)

*Des Menschen Tage sind wie Gras, er blüht wie die Blume des Feldes.
Fährt der Wind darüber, ist sie dahin, und der Ort, wo sie stand:
nichts mehr weiß er von ihr.
Das Erbarmen des Herrn aber währt immer und ewig über denen,
die ihn fürchten,
und seine Gerechtigkeit über Kindern und Kindeskindern, über allen,
die treu sind seinem Bund und handeln nach seinen Geboten.*

(Psalm 103, 15-18)

Vorwort

Dies ist der Versuch, ein Minimum zu sichern. Ein gewagter Versuch. Denn was in einer Geschichte der Welt ist das Minimum? Wie knapp darf es sein, um nicht dunkel zu werden? Wie lang, dass das Wichtigste nicht fehle? Wie oft hat der Verfasser gelesen: riskant sei es, halsbrecherisch, die Geschichte von Byzanz, von Afrika in nur einem Buch abzuhandeln. Und nun die gesamte Geschichte der Welt?

Das kann in vertretbarer Zeit nur der, der Fachmann ist für Ausschnitte, der sein Expertentum beiseite lässt und sich im übrigen damit begnügt, nach dem Studium von drei, vier Handbüchern die Geschichte einer Epoche oder Kultur in einem Zug niederzuschreiben, seinen Abriss an anderen Abrissen zu messen, ihn lesbar zu formulieren und am Ende zu weiterer Lektüre zu raten; also jemand, der Zahl und Um-

fang seiner Gegenstände begrenzt, zusammenfasst, das Berichtete berichtet und deutliche Urteile wagt.

Deshalb wird nicht nur der Kenner viel vermissen: zu Wirtschaft und Gesellschaft, zu Natur und Geographie, zu den einfachen Leuten. Aber hat in einer Skizze nicht das Leben und Denken derjenigen Vorrang, die das Schicksal vieler bestimmt haben? Im Blick auf den Alltag entstehen zu leicht Bilder ohne Gewicht, verloren gehen Kontext und Unterschied (G. Frick). Und: „Primär mit Geschehen“ hat die Geschichte „zu tun, und Geschehen vollzieht sich in erster Linie im Handeln. Deshalb ist der Kern jeder Geschichte die Politik.“ (A. Heuß) In der Politik, in Anekdote und Zitat, im Ereignis und in den geschmähten „Haupt- und Staatsaktionen“ zeigen sich zwanglos Strukturen und Umstände. Und der Autor bekennt, dass ihn vor allem interessiert, was eigentlich den Menschen zum Menschen macht: die geistige Kultur – die Werke von Religion, Philosophie, Wissenschaft und Musik, von Literatur und Kunst. So halte ich am normativen Kulturbegriff fest, der nicht alles vom Menschen Hervorgebrachte berücksichtigt und alle „Lebensweisen, Wahrnehmungsmuster und Verständigungsformen“ (R. van Dülmen) beschreibt, der Urteil, Stil und Moral nicht postmodern einebnet. Gibt es denn – im Ernst – die Kultur einer Barbarei, eine Kultur des Abschlachtens?

Dieser Abriss kann in sehr überschaubarer Zeit gelesen werden, besser noch: durchgearbeitet. Denn Kenntnisse in dieser Fülle und Dichte fallen einem nicht zu, sie sind zu erwerben. Nur die Mühe und ihr Erfolg werden wirkliches Interesse wecken, verschaffen Erfüllung und Freude.

Und der Wunsch nach Wissen und Zusammenfassung wächst. Das lässt hoffen nach dem großen Bruch. Denn nur eine Kultur, die sich ohne platten Zweck mit der Welt und ihrer Vergangenheit beschäftigt, ist überhaupt als Kultur zu qualifizieren; die verstehen will und im Geist des Respekts kritisiert; die auf diese Art und Weise bewahrt und Identität gewinnt.

Vor allem auf eins aber hat seit je sich die Neugier des Menschen gerichtet: auf den Menschen selbst. Warum aber dann in der Geschichte? Weil die Geschichte zumindest das Denken herausführt aus

den Kerkern der Gegenwart; weil sie die ungedeckten Wechsel auf die Zukunft zurückweist; und weil neben der Literatur nur in ihr die gesamte Fülle des Menschlichen und Wirklichen zu entdecken ist. Die Geschichte studieren heißt den Menschen studieren. Wie aber will man ihn ganz verstehen, ohne zu verstehen, wie er geworden ist? Kurz: ohne eine klare Erkenntnis seiner Geschichtlichkeit?

Gewidmet ist dieses Buch meinen Lehrern, den Lehrern an der Schule und den Lehrern an der Universität. Es soll dabei niemanden herabsetzen, wenn ich hier zwei eigens nenne: Herrn Prof. Dr. Lothar Pikulik (Trier-Korlingen), der auch den Kontakt zum Olms-Verlag vermittelte, und Herrn Prof. Dr. Hans Hubert Anton (Konz-Könen).

Die Rechtschreibung der Namen (insbesondere zu China, Indien, dem Islam und Amerika) richtet sich in der Regel nach der 17. Auflage des Brockhaus.

Ein Rat zur Lektüre aller empfohlenen Bücher: man lese erst das Knappere, dann das Ausführliche, erst das Einfache, dann das Differenziertere.

Die am besten erzählte einbändige Weltgeschichte ist immer noch

Ernst H. Gombrich, *Eine kurze Weltgeschichte für junge Leser*. Von der Urzeit bis zur Gegenwart, Köln 1985; ein Klassiker. Gut auch, mit dem Mut zur radikalen Auswahl und nur wenigen Fehlern:

Manfred Mai, *Weltgeschichte*, München/Wien 2002. Ausführlicher, auch kulturgeschichtlich und mit dezidiertem Urteil:

Gerhard Frick, *Weltgeschichte in Zusammenhängen*. Eine geraffte Darstellung an der Jahrtausendwende, Schaffhausen 4.2003. Locker, unterhaltsam und für Geschichtsmuffel:

Christoph Schulte Richter, *Kaiser, Kriege und Kokotten*. Die gesamte Weltgeschichte in einem Band, Berlin 2010. Die Fakten bieten souverän:

Albrecht Sellen, *Geschichte*, 2 Bde., Stuttgart 2010.

Der Große Ploetz. *Enzyklopädie der Weltgeschichte*, Freiburg/Br. 35.2008, und

Reinhard Elze/Konrad Repgen (Hrsg.), *Studienbuch Geschichte*. Eine europäische Weltgeschichte, 2 Bde., Stuttgart 5.1999. Wer mehr Zeit hat zum Lesen:

Brockhaus-Bibliothek. *Weltgeschichte*, 6 Bde., Mannheim 1997 (Ndr. als: *Welt- und Kulturgeschichte*. Epochen, Fakten, Hintergründe in 20 Bänden, Hamburg/Mannheim 2006). An die Forschung führen heran die: Oldenbourg-Grundrisse der Geschichte.

Zu Einzelaspekten der Kulturgeschichte:

Helmuth von Glasenapp, *Die fünf Weltreligionen*, München 1992.

Ottfried Höffe, *Kleine Geschichte der Philosophie*, München 2.2008.

- Wolfgang Röd, *Der Weg der Philosophie*, 2 Bde., München 1994.
- Ernst Peter Fischer, *Die andere Bildung. Was man von den Naturwissenschaften wissen sollte*, o.O. 2001 (Ndr. 2003).
- Hans Joachim Störig, *Kleine Weltgeschichte der Wissenschaft*, Stuttgart 3.1965 (Ndr. 2007).
- Horst W. Janson/Dora J. Janson, *Kunstgeschichte für junge Leser. Von der Höhlenmalerei bis zur Moderne*, Köln 2000. Ein wirklicher Klassiker:
- Ernst H. Gombrich, *Die Geschichte der Kunst*, Frankfurt/Mn. 16.1996.
- Christiane Tewinkel, *Eine kurze Geschichte der Musik*, Köln 2007.
- Kurt Pahlen, *Erklär mir die Musik. Eine Entdeckungsreise ins Wunderland der Musik*, München 2006.
- Walter Abendroth, *Kurze Geschichte der Musik*, München 1969.
- Christiane Zschirnt, *Bücher. Alles, was man lesen muss*, Frankfurt/Mn. 2002.
- Karl Hugo Pruys, *Die Bibliothek. 44 Bücher, die man gelesen haben muss*, Berlin 2001.
- Fritz J. Raddatz (Hrsg.), *Zeit-Bibliothek der 100 Bücher und Sachbücher*, 2 Bde., Frankfurt/Mn. 1980/84.

A. Vor- und Frühgeschichte: Frühzeit und Wesen des Menschen

Unermesslich scheint die Geschichte von Erde und All. Überträgt man sie auf einen Jahreslauf, steht jeder Monat für eine Milliarde Jahre (P. Kafka).

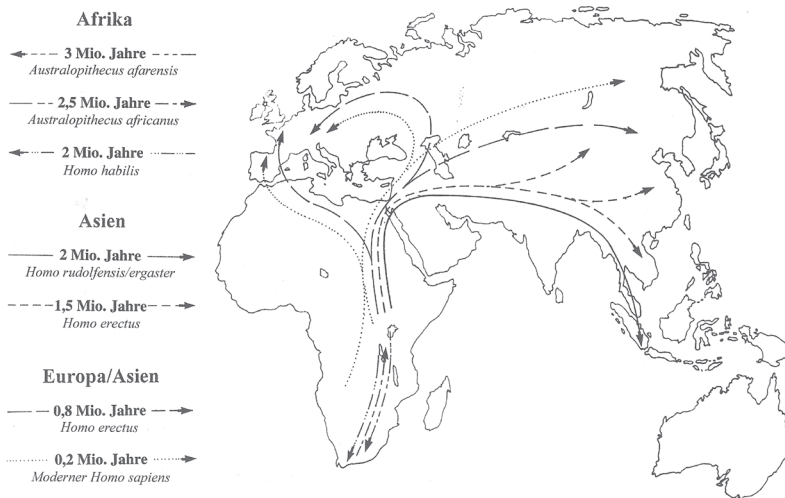
Vor gut 13 Milliarden Jahren ist nach dem Urknall das Universum entstanden, seitdem strebt es auseinander. Erst gleichsam im Juli fiel nach einer Supernova ein Wolkenriese aus rotierendem Gas und Staub in sich zusammen und verdichtete sich zu unserer Sonne, dann zur Erde – Mitte August oder vor fast fünf Mrd. Jahren; mit den Einzellern entstand in den Ur-Ozeanen das Leben einen Monat später (vor knapp vier Mrd.). Am 16. Dezember kamen die Wirbeltiere, die Dinosaurier und Säuger an Weihnachten, fünf vor zwölf der moderne Mensch (*Homo sapiens*). 15 Sekunden vor Mitternacht wurde Jesus Christus geboren.

Die modernen Wissenschaften (Geologie, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie, Anthropologie, Ethnologie, Paläontologie, Archäologie) sind sich nach der Auswertung der fossilen Funde – bloß übrig gebliebener Quellen, der Überreste (Knochen, Werkzeuge) – in einem einig: der Mensch ist nicht in einem Akt entstanden, er hat sich in Jahrmillionen entwickelt. Dramatische Klimaveränderungen – die Versteppung von Wäldern in Afrika, die Eiszeiten in Europa – haben seine Evolution entscheidend beeinflusst.

Was den Menschen vom Tier unterscheidet, vor allem vom Altweltaffen (seit 80 Mio. Jahren), von den Menschenaffen (seit 20 Mio.) und anderen Hominiden (seit 7 Mio.), hat er nach und nach entwickelt und erworben. Die ersten Lebensjahre des Kindes wiederholen das: im Aufrichten und Gehen, im Sprechen und Denken. Der Mensch lernte, mit Hilfe technischer Mittel in Widerspruch zu seiner Umwelt

zu existieren, sie schließlich zu beherrschen. Das kann er, weil er sein Einzelproblem in einen Kontext stellt und vom eigenen Standpunkt aus zu lösen vermag.

Afrika war die „Wiege der Menschheit“ (Charles Darwin). Die dort lebenden Arten des grobschlächtigen Vormenschen (*Australopithecus* = Südafte) wiesen ein immer größeres Gehirn auf. Seit ca. 7 Mio. Jahren gingen sie teilweise (Orowin, gefunden in Kenia), seit 3,6 Mio. dauerhaft aufrecht. So wurden die Hände der omnivoren *Homo rudolfensis* und *H. habilis* frei für andere Tätigkeiten (Frühmensch, geschickter Mensch, seit 2,5 Mio.). Als Werkzeug und Waffe sammelte er Geröll, dann schlug er planmäßig Steinsplitter von ihm ab (Oldowan, seit mehr als 2,5 Mio.). Eine ausgeprägte Gruppensolidarität half zu überleben. Der *Homo erectus* (Urmensch, auch *H. ergaster*, vor gut 1,5 Mio.) lernte, Faustkeile zu bearbeiten für verschiedene Zwecke und seit knapp 1,5 Mio. Jahren Feuer zu entzünden; das bot Wärme, Licht, Schutz und warme Mahlzeiten. Spätestens *H. erectus* ging gezielt auf die Jagd, besiedelte vor 130000 Jahren Europa und Asien (Funde in Heidelberg; Georgien, Indien, China, auf Java). In Zentral- und Ost-



Karte 1: Hominiden und ihre Wanderungen in Afrika, nach Asien und Europa

asien entwickelte sich dabei eine eigene Tradition, den spaltbaren Stein zu bearbeiten. Nach ihm heißt die älteste Menschheitsepoche Steinzeit (2 Mio. - 3000 v. Chr.), zunächst Altsteinzeit.

In deren mittlerem Abschnitt (Mittelpaläolithikum in Eurasien, Middle Stone Age in Afrika: 300000 - 40000 v. Chr.) kam der *Homo sapiens* herauf, auch er in Afrika. Erst mit ihm beginnt die Vorgeschichte, die Menschheitsgeschichte im eigentlichen Sinne. Immer feiner bearbeitete er seine Artefakte, regelrechte Werkstätten entstanden für Klingen, Bohrer, Schaber, Spitzen, Stichel und Messer. Erstmals wurden die Toten bestattet und Grabbeigaben üblich: Nahrung, Werkzeuge, Schmuck. Dieser an sich unnütze Brauch beweist, dass endgültig *H. sapiens* und *H. Neandertalensis* (ein weiterer Nachfahr des *H. erectus*, ausgestorben vor ca. 28000 Jahren; Überreste fand man in einer Höhle bei Düsseldorf) ein klares Bewusstsein hatten von Ort und Zeit, von Herkommen und Vorausschau, von Vergangenheit und Zukunft; eine Sprache, mit der Abstraktes sich ausdrücken ließ, auch das, was unmittelbar nicht wichtig war. Mithin gehört in diese Zeit auch der Anfang der Religion: der Glaube, von Göttern und Mächten abhängig zu sein, ihnen verbunden und verpflichtet zu Verehrung und Anbetung. Auf einem Hügel im Südosten der Türkei errichteten Jäger und Sammler die ältesten bisher bekannten Tempel und Monumente der Menschheit.

Im Jungpaläolithikum (Late Stone Age) entstanden die ersten Kulturen. Seitdem *beherrscht* der Mensch seine Umwelt und überliefert seine Erfahrung von Geschlecht zu Geschlecht. Auch *H. sapiens sapiens* scheint von Afrika aus Europa und Asien besiedelt zu haben (seit etwa 100000 Jahren: Out-of-Africa-Theorie). Über die Beringstraße erreichte er Amerika; Australien von Südostasien her. Eine autochthone Entwicklung des *H. erectus* zum modernen Menschen (so M. Wolpoff, D. Mania) gilt heute den meisten Forschern als unwahrscheinlich (F. Schrenk); widerlegt ist sie nicht (H. Müller-Beck).

Durch die Naturräume differenzierte sich die Menschheit während der letzten Eiszeit in die heutigen Rassen: die Australiden, Mongoliden, Negriden und die Europiden (fassbar zuerst im Aurignac- und Cro-Magnon-Menschen). Die Männer arbeiteten und jagten mit im-

mer perfekterem Gerät; mit Lanze und Speer, Speerschleuder, Knochenharpune, Pfeil und Bogen, mit Fallgrube, Fanggatter und -schlinge. Die Frauen sammelten Früchte, Kräuter und Wurzeln. In Horden zu 20-50 folgten die Menschen den Herden der Beutetiere, lagerten kurz in den Eingängen von Höhlen, in Zweighütten oder Zelten aus Tierhaut; kaum, dass sie an festeren Plätzen verweilten.

Die Geschichte der Kunst begann mit der Herstellung von Schmuck (Armreifen; Halsketten aus Zähnen, Muscheln und Perlen). In Knochen eingeritzte Tierbilder oder -figürchen, weibliche Statuetten sind der Anfang der Plastik. In Nordspanien und Südfrankreich (Altamira; Chauvet, Lascaux) hat man Höhlenmalereien und Felsbilder gefunden, auf denen Pferde, Löwen und Nashörner lebendig und naturgetreu dargestellt sind; vielleicht, um das Jagdglück herbeizuzaubern. Die früheste Musik – sie wählt Töne bewusst aus, ordnet und betont sie in Melodie, Harmonie und Rhythmus – dürfte als Gesang und Instrumentenspiel an ein Gegenüber gerichtet gewesen sein; an Götter und Dämonen auch, die in der eigenen Seele und in der Natur sich verbargen (W. Abendroth). Ihr zu Herzen gehendes Erleben provozierte Tanz und Gebärde. In einer Höhle der Schwäbischen Alb ist 2004 eine Knochenflöte gefunden worden, die 40000 Jahre alt ist.

Dem Paläolithikum folgte eine viel, viel kürzere Ära (98% zu 2%), die Jungsteinzeit (8000 - 3000 v. Chr.). In sie gehört auch Ötzi, die 1991 in Südtirol gefundene Gletschermumie (4. Jt.). Obwohl sich vieles vorbereitet hatte und an vielen Orten der Welt unterschiedliche Wege beschritten wurden (H. Parzinger), vollzog sich der Übergang zum Neolithikum so umfassend, dass man von einem Bruch spricht, einer radikalen Umwälzung: der neolithischen Revolution (V. G. Childe).

In riesigen Zeiträumen also ist der moderne Mensch zu dem geworden, was er noch heute ist: zum erst von der biologischen, dann immer stärker von der kulturellen Evolution geformten Natur- und Kulturwesen. Ob es dabei ein Hinübergleiten vom Tier zum Menschen gegeben hat, oder ob der Ursprung des Menscheingestes außerhalb der Natur liegt, ist umstritten, doch klar für den gläubigen Menschen. Allgemein aber gilt, was etwa für den Ursprung der Sprache gilt: erst durch die Sprache wird der Mensch zum Menschen; um aber die Sprache zu er-

finden, muss der Mensch schon Mensch gewesen sein. Im Materiellen erschöpft sich unsere Eigenart jedenfalls nicht. Und wenn uns unsere Vorfahren auch in vielem fremd erscheinen, irritierend fremd, so gibt es doch keinen Unterschied im Wesen. Unsere Kultur war und ist gefährdet, wir bilden mit unseren Vorfahren die eine Menschheit: den sich verhaltenden und „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird“ (Jacob Burckhardt).

In vielen Passagen schon recht speziell, aber auch Überblickskapitel (s. u. die Hinweise in Klammern) zum Thema des jeweils folgenden Büchleins (je gut 100 Seiten):

Rolf Meissner, *Geschichte der Erde. Von den Anfängen des Planeten bis zur Entstehung des Lebens*, München 2.2005 (Kap. 2, 8, 14, bes. 15).

Friedemann Schrenk, *Die Frühzeit des Menschen*, München 4.2003 (bes.: „Homo erectus“ und „Wege zum modernen Menschen“).

Hansjürgen Müller-Beck, *Die Steinzeit. Der Weg des Menschen in die Geschichte*, München 3.2004 (Kap. 7 schon zum Alten Orient). Über 800 S., aber mit erhellendem Vorwort und übersichtlicher Zusammenfassung der disparaten Funde:

Hermann Parzinger, *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift*, München 2014.

B. Die Geschichte

I. Die Ältere Zeit: Die Epoche der autonomen Weltkulturen

1. Die Antike: Weltkulturen am Mittelmeer – Vorfahren Europas

a. Der Alte Orient: Ägypten und das Zweistromland – Die ersten Hochkulturen

Am frühesten vollzog sich die neolithische Revolution in dem weiten Raum von Kleinasien bis Ägypten, von Syrien bis Iran. Im Alten Orient sind auch die ersten Hochkulturen entstanden.

Seit dem 9. Jt. wurden zum ersten Mal hier die wandernden Jäger und Sammler sesshaft, begannen die Menschen als Hirten und Bauern zu leben: vom Einsammeln des Wildgetreides, durch Anbau von Weizen, Gerste und Flachs, durch das Züchten von Ziegen und Schafen, dann von Schweinen und Rindern. Es entstand die überschaubare Welt des Bauern, karg, beständig. Am mühsam Erworbenen hält sie fest; nicht leichthin setzt sie etwas aufs Spiel um einer verlockenden Chance willen. Das Dorf entstand, die Dichte der Siedlungen wuchs, Handel und Handwerk kamen herauf. Auch in die überschwemmten und versumpften Täler von Euphrat, Tigris und Nil drang der Mensch schließlich vor.

Der Alte Orient brachte den Pflug und das Rad hervor, das Glas und die Waage, den Flaschenzug und die Windmühle. Töpfer erfanden die Drehscheibe und bemalten ihre Keramik, Schmiede schmolzen das Rohkupfer und gossen seit dem 3. Jt. unter Beigabe von Zinn die härtere Bronze, gewannen das Eisen, aus dem sie Waffen und Werkzeuge schmiedeten. Bedeutender noch war eine Erfindung, mit

deren Gebrauch um 3000 v. Chr. in Sumer und Ägypten die eigentliche Geschichte und Hochkultur beginnt: die Schrift. Obwohl dieser Bruch heute weniger betont wird als früher, überliefert der Mensch erst seitdem Quellen mit voller Absicht an die nachfolgenden Generationen (als Tradition). Erst die Schrift kann eine Warenliste verlässlich festhalten, Befehl, Vertrag und Gesetz, die Verehrung eines Gottes; erst die Schrift ermöglicht eine wiederholte und gründliche Auseinandersetzung und verrät uns eine Individualität – ob eine Tat oder Entscheidung getragen war von freier und moralischer Verantwortung. Gleichwohl erscheint die Erfindung der Schrift als logische Folge der neolithischen Revolution, als Folge davon, dass der Mensch einen Ort als begrenzten und gestalteten Raum so ganz in Besitz nahm. Noch älter als die Schrift des Alten Orient sind die Zeichenfolgen, die auf Tontafeln im heutigen Rumänien gefunden worden sind (5000 v. Chr.).

Der griechische Historiker Herodot hat Ägypten ein „Geschenk des Nils“ genannt. Zu Recht. Die jährliche Überschwemmung des Niltals von Juni bis Oktober hinterließ mit dem schwarzen Schlamm fruchtbaren Humus. So half der Strom. Aber er zwang zugleich, im langen Band zwischen Libyscher und Arabischer Wüste das Wasser zu regulieren (durch Kanäle, Becken und Deiche) und jedes Jahr die Felder neu abzustecken, Überschüsse zu horten und zu sichern. Mehrere Dörfer verbanden sich dafür zu einem Gau, den ein Häuptling von einem befestigten Platz aus kommandierte. Mühe, Notwendigkeit und Gehorsam standen am Anfang der ägyptischen Kultur.

Um 3000 unterwarf nach längerer Annäherung König Narmer von Norden her die Gaue Unterägyptens (dem Nildelta) und Oberägyptens (dem Niltal bis zum 1. Katarakt). Sein Sohn Menes (Horus Aha = Horus der Kämpfer) steht am Anfang von 31 Dynastien dieses ältesten Großreichs der Geschichte. Gerade an der Spitze des Nildeltas, an der Nahtstelle der Landesteile baute vielleicht schon Menes die neue Festung und Residenz: Memphis.

Bereits im Alten Reich (ca. 2650-2150 v. Chr.) bildete aber nicht ein Ort das Zentrum des ägyptischen Lebens, sondern eine Person: der Pharao. Mit dessen stetigen Befehlen entstand die Herrschaft, und

mit der Herrschaft entstand der Staat. Er ordnet dauerhaft das Zusammenleben vieler Menschen, indem er durch Recht und Macht regiert und seine Herrschaft zum Wohle aller als Garant des inneren und äußeren Friedens rechtfertigt. Zunächst als Gott verehrt, galt Pharao später als Sohn und Nachfolger des Schöpfers, von ihm beauftragt, die ewige und wahre Ordnung der Welt (Maát) tagtäglich neu zu begründen. Als Person blieb der Pharao Mensch, allein Insignien, Waffen und Amt waren göttlich. Das zeigten diese äußeren Zeichen seiner Macht wie die sorgfältig choreographierten Auftritte (T. Wilkinson).

Pharaos Aufgaben als höchster Priester, Richter und Feldherr delegierte er an Beamte. Sie registrierten und verteilten die Ernte, legten Vorräte an, kontrollierten die Bewässerung, beobachteten die Sterne; den Sirius besonders, der den Beginn der Flut markierte. Von diesem Zeitpunkt an teilte der erste Kalender der Geschichte das Jahr nach dem Sonnenlauf in zwölf Monate und 365 Tage. Besonders angesehen war das Amt des Schreibers, der Hunderte von Hieroglyphen lesen und schreiben konnte (in der Spätzeit fast 7000, so dass sie zur Gebrauchsschrift des Hieratischen, dann Demotischen vereinfacht wurden). Erst 1822 hat Jean F. Champollion die Laute und Wörter dieser „heiligen Zeichen“ entziffern können, weil Napoleons Soldaten eine mehrsprachige Inschrift gefunden hatten, den Stein von Rosette. Das war der Beginn der Ägyptologie.

An der Spitze der zentralen Verwaltung stand der Wesir (der oberste Richter des Landes), der zugleich das Schatzhaus, die Archive und die Ernährung beaufsichtigte. Auch mit königlichen Bauten, mit Feldzügen und Expeditionen beauftragte ihn Pharao. Der Oberpriester eines Tempels war der „erste Prophet“ seines Gottes, eine geringere Rolle spielte die Armee. Eigenes Land besaß nur eine kleine Schicht; die Masse der Ägypter war von den Staatsbesitzungen abhängig. Sklaven waren die Fellachen und Handwerker in dieser streng hierarchischen Gesellschaft aber nicht. Deren Spezialität waren Töpferei, Glas-, Stein-, Metall- und Lederverarbeitung. Der Handel mit Phönizien (Zedern), Kreta (Vasen, Bronzegerät) und dem Weihrauch-Land Punt (Somalia) blühte; wiederholt gingen zum Sinai die Karawanen zur Beschaffung von Kupfer und Malachit, nach Nubien zum Gold. Die

Kinder wurden besonders zu Anstand und Disziplin angehalten; die praktische Medizin war das Ruhmesblatt der Wissenschaft.

Das Alte Reich erstreckte sich im Süden bis zur ersten Stromschnelle des Nil; erobert hat es nicht. An seinem Ende gewannen die Gaurfürsten und lokalen Beamten an Macht: Verwaltung, Wirtschaft und soziale Ordnung brachen zusammen, der Staat zerfiel in Chaos und Bürgerkrieg.

Diese „Wirre“ hat die Dichtung Ägyptens hervorgebracht (die erste sprachliche Formung eines Erlebnisses), schon zu Beginn ihre wohl tiefsten und eindrucksvollsten Zeugnisse. In aufwühlenden Bildern schildern die *Mahnworte des Ipuwer* Elend und Not: „Wahnsinnige haben den Staat gestürzt, die Akten vernichtet. [...] Verwüstet sind die Städte, öffentliche Bauten niedergebrannt, zerschlagen die Standbilder des Königs.“ Fragen nach Existenz, Güte und Macht des Schöpfergottes werden aufgeworfen („Schläft er etwa?“), nach dem Sinn des eigenen Daseins („Hätte er mich doch nicht ins Leben gerufen!“). Und dem *Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele* bleibt nur die Hoffnung auf das Ende. „Heut steht der Tod vor mir, wie die Genesung vor dem Kranken, der sich vom Schmerzenslager erhebt [...], wie der Duft von Myrrhen [...] und Lotos. Wie die Heimkehr nach langen Jahren der Verbannung.“ Noch 300 Jahre später erinnerte sich der Hofdichter Neferti schmerzlich an eine aus den Fugen geratene Welt. „Seht, der Bruder wird erschlagen neben dem Bruder – der Bruder lässt ihn im Stich, um sich selber zu retten.“

Die Fürsten von Theben stellten vom Süden aus die Reichseinheit wieder her (Mittleres Reich, ca. 2020-1800). In diese Hoch-Zeit einer straffen Bürokratie fallen Feldzüge nach Palästina und Syrien, nach Nubien bis zum 2. Katarakt. Der Handel belebte sich, in der Oase Faijum wurde mit gewaltigem Aufwand neues Ackerland gewonnen durch die Entwässerung des Moeris-Sees.

Auch im Mittleren Reich war es „die Religion, welche die ägyptische Kultur prägte und den Zugang zu ihrem Verständnis öffnet.“ (H. A. Schlögl) In allem, was die Ägypter sahen, sahen sie einen Gott am Werk. Diese Vergötterung der Welt als eines sinnerfüllten Ganzen (J. Assmann: Kosmotheismus) kannte eine Unzahl göttlicher Wesen (Po-

lytheismus). Zwar versuchten die Priester, sie zu Götterfamilien zu ordnen, aber die ägyptische Religion neigte zum Synkretismus, und jeder Gau hatte seine besondere Form der Verehrung. Freilich: Zum Wohl des Landes blieb der Kult immer Staatskult, und die Vorstellung eines Hauptgottes war weit verbreitet (Henotheismus) – vom Sonnengott Re im Alten Reich, von Amun (dem Verborgenen, im Neuen Reich zu Amun-Re verschmolzen), oder vom falkenköpfigen Gott Horus, von „Mutter Isis“ und ihrem Bruder und Gemahl Osiris, der im Totengericht das Herz des Verstorbenen wiegt (hatte jener im Einklang gelebt mit der Maât?). Der Tod war ein Anfang, kein Ende.

Um ihn, um Leben und Tod kreiste das Denken der Ägypter. Eine heilige Pflicht war die Sorge für die Verstorbenen. Der Leichnam des Vornehmen wurde sorgfältig mit dem Erdharz Mum bestrichen („Mumie“). An Festtagen sorgte die Familie für die Gräber der Vorfahren, brachte eine Gabe. Als Riesenaufwand eines inbrünstigen Glaubens sind auch die Pyramiden zu sehen, auf deren gewaltiger Treppe der tote Pharao in den Himmel stieg und unter den Sternen seinen Platz nahm. Als das Alte Reich blühte, wurden am Rande der westlichen Wüste die größten Pyramiden erbaut. Der geniale Wesir und Architekt Imhotep errichtete für Pharao Djoser (2640-2620) mit der sechsstufigen Ziegelpyramide bei Sakkara den ältesten monumentalen Steinbau der Geschichte; die Grabmäler des Cheops (230x230m, fast 150m hoch, das mächtigste Bauwerk der Antike), Chephren und Mykerinos (4. Dynastie) schufen bei Giseh mit ihren Tempeln, Grabkammern und ragenden Mauern die überwältigende Dreiheit.

Die Pyramiden und die riesigen Säulenhallen, die sitzenden oder kurz vor dem Schreiten stehenden Statuen (Memnonkolosse von Amenophis III. bei Theben: 20m), die Obeliskten und Sphingen zeigen die Neigung zum Monumentalen. Feierliche Strenge und Harmonie, Macht, Würde und erhabene Ruhe, ihrer Dauer gewiss, prägen die ägyptische Kunst, diese steingewordene Ordnung der Welt (E. Hornung). Die Reliefs und Wandmalereien verzichten auf eine perspektivische Darstellung, bilden den Menschen seltsam verdreht ab: im gesamten von der Seite, Augen und Schultern aber von vorne, damit jeder Körperteil aus charakteristischer Sicht erscheint. Der Rang be-

stimmt die Größe der Figuren. Übermächtig war die Tradition. Es galt, den alten Werken so getreu wie möglich zu folgen, sich an die geheiligten Muster zu halten. Gültige Sinnbilder wollten die Künstler schaffen, den lebendigen, aber flüchtigen Augenblick mieden sie. Das verleiht dem Alten Ägypten sein „erstaunliches Maß an Kohärenz, Konstanz und Geschlossenheit“ (H.-J. Gehrke). Gleichwohl fehlen nicht echte Porträts, die sich aber wieder auf die Grundformen des menschlichen Antlitzes konzentrieren und individuelle mit herkömmlichen Zügen verbinden (etwa im Porträtkopf Sesostri III.).

Auch das Mittlere Reich endete mit einem Bruch: rasch wechselten die Herrscher, erneut fiel das Land auseinander, Staatsbauten wurden ebenso eingestellt wie die Auslandsexpeditionen. Am Ende der zweiten „Wirre“ brachen über den Sinai die Hyksos ein („Herrscher der Fremdländer“), unterwarfen es mit Pfeil und Bogen, mit Streitäxten und Dolchen aus Bronze, mit leichten, pferdebespannten Streitwagen. Sie regierten als dünne Oberschicht (ca. 1650-1540), bis die Fürsten von Theben sie vertrieben (Neues Reich 1540-945).

Die geographische Lage hatte Ägypten isoliert, der Einfall der Hyksos durchbrach die geistige Abgeschlossenheit und verwandelte es in eine imperialistische Großmacht mit dem aus Mesopotamien übernommenen Ziel, ein Weltreich zu errichten. Der Erobererkönig Thutmosis III. (1479-1425), ebenso machtbewusst wie seine ehrgeizige Stiefmutter Hatschepsut, die bedeutendste Pharaonin, eroberte in zwanzigjährigem Krieg Palästina und Syrien bis zum Euphrat, das Niltal bis zum 4. Katarakt. Selbst Babylon und Assur und die Inseln des Mittelmeers schickten Geschenke. An die Spitze Nubiens trat, vom Pharaon bestellt, ein Prinz, der „Königssohn von Kusch“.

Größer noch war der Bruch, den Amenophis IV. versuchte (1353-1336). Gegen den Willen der Priester und Beamten zwang er dem Volk den Glauben an einen höchsten oder einzigen Gott auf, die „lebendige Sonne“, Aton – vielleicht der erste Monotheismus der Geschichte. Pharaon schloss die übrigen Tempel, nahm einen anderen Namen an (Echn-Aton: es freut sich Aton), gründete eine neue Hauptstadt (Amarna). Die Kunst zeigt größere Naturnähe und Gelöstheit, impulsive Gefühlsbewegungen (Büste seiner völlig emanzipierten Gattin

Nofretete; sein eigener Sonnenhymnus schildert bildkräftig, mit welcher Liebe sich Atons Licht über die Schöpfung ergießt. „Wie hoch du über dem Lande glänzt; alles, was du erschaffen hast, umarmen deine Strahlen.“). Seitdem forderten die Lieder der Harfner auf zu vollem Lebensgenuss, der den Augenblick festlich erhöht. Schon Echnatons Sohn Tut-ench-Amun kehrte mit seinem Hof nach Theben zurück. Es war die bis dahin größte Sensation in der Geschichte der Archäologie, als Howard Carter 1922 dessen Grab im Tal der Könige fand. In seinen Felswänden hatten sich auch die übrigen Pharaonen des Neuen Reiches bestatten lassen.

Nach dem Verfall seiner äußeren Macht erlebte es eine zweite Blüte. Ramses II., der Große (1279-1213), schloss nach der verlustreichen Schlacht bei Kadesch (1274) mit den Hethitern den ersten bekannten Vertrag zweier Großmächte (1259); er grenzte die Reiche in Syrien ab, schuf eine Heiratsverbindung und verpflichtete zu gegenseitiger Hilfe. Ramses, der Amenophis III. als Bauherrn noch übertraf, ließ neben der neuen Hauptstadt Pi Ramesse mindestens zehn gewaltige Tempel und Paläste errichten (Theben mit Luxor, seiner Tempelstätte, Karnak) und in Abu Simbel zwei kolossale Heiligtümer aus dem Felsen meißeln. So groß war sein Ansehen, dass alle seine Nachfolger seinen Namen führten. Die ersten Ramessiden fochten noch erfolgreich gegen die „Seevölker“, die im Zuge der indoeuropäischen Wanderung das Hethiterreich zerstört hatten und über das Nildelta eindringen wollten. Nach 1000 aber verfielen Königtum und Reich. Die Zeit der ägyptischen Großmacht war vorbei, Amunpriester, libysche Söldnerführer und abtrünnige Fürsten wurden die eigentlichen Herren im Lande. Erneut entstanden streitende Teilreiche. Die Eroberung durch Assyrer (671) und Perser (525 v. Chr.) beendete die altägyptische Geschichte abrupt.

In Ägypten war mit den Persern ein Volk eingefallen, das die andere Hochkultur des Alten Orient an ihr Ende führte: Mesopotamien. Im Zweistromland waren seit 3000 v. Chr. zunächst Stadtstaaten entstanden, dann Länder und Großmächte, schließlich mit Persien das erste wirkliche Weltreich.

Das Land zwischen Euphrat und Tigris war von der Natur weniger begünstigt als Ägypten: nur im Norden fiel genug Regen. Im Süden

(Babylonien) ist eine aufwendige Bewässerung nötig, ansonsten versandet oder versumpft das Tal. Seit dem 7. Jt. grub man vor allem am langsamer fließenden Euphrat künstliche Kanäle. Die legendäre Fruchtbarkeit des Landes war also eine Leistung seiner Bewohner. Und das Land „zwischen den Strömen“ lag nach allen Seiten offen, so dass das Paradies in Eden (= in der Wüste) immer wieder Nachbarn anlockte; seine Geschichte ist eine Geschichte fortwährender Einwanderung und Invasion. Freilich prägte die Kultur Sumers und Akkads alle Neulinge, überdauerte ihre Reiche.

Die Sumerer, vielleicht von Osten in das Mündungsgebiet der Ströme eingewandert, hatten etliche Städte gegründet, um durch die Bewässerung Ackerboden zu gewinnen – es brauchte die Anstrengung vieler. Jede Stadt war ein kleiner Staat, Mittelpunkt seiner Dörfer, von einem Wall umringt. Die fast zehn km lange und mit 900 Türmen bewehrte Stadtmauer Uruks (neben Kisch, Ur und Lagasch das früheste Zentrum) soll der sagenhafte König Gilgamesch gebaut haben. Seine Taten rühmt das älteste schriftlich überlieferte Epos der Weltliteratur (die reifste Fassung entstand am Ende des 2. Jts.). Nachdem Gilgamesch, um seinen verstorbenen Freund wieder ins Leben zu bringen, das Kraut des ewigen Lebens gefunden und wieder verloren hat, erkennt er, dass selbst ein Held gegen den Tod, das eigentliche Gesetz, nichts vermag. Diesem schwarzen Pessimismus bleibt nur, wie schon zu Beginn die eigene Leistung zu preisen: den Bau der Mauer.

Das Land und seine Bewohner wurden als Besitz des Stadtgottes begriffen. Dessen furchtbare Allmacht verlangte knechtischen Dienst – die hochentwickelte Mathematik, Astronomie und Astrologie, Opferschau und Wahrsagerei dienten einzig dazu, den Willen des Gottes zu erkennen. In einem zentralen Tempel aus luftgetrockneten Lehmziegeln wurde er verehrt. Die Priester, später die Könige verwalteten darum anstelle der Gottheit Stadt und Land. „Der Schatten Gottes ist der Fürst und der Schatten des Fürsten sind die Menschen“, diktierte Babylons entfaltete Herrschaftsidee. Fast die gesamte Bevölkerung war in diese Tempel- und Palastwirtschaft eingespannt. Ihre Verwaltung wurde so umfassend, dass eine Silben-/Wörterschrift heraufkam. Der Schreiber drückte diese Keilschrift mit einem Griffel in den noch wei-

chen Ton eines Täfelchens. Mit ihrer Entzifferung leistete der deutsche Gymnasiallehrer Georg F. Grotefend für die Assyriologie dasselbe wie Champollion für die Ägyptologie.

Die sumerischen Städte (wegen ihrer Rohstoffarmut auf den Fernhandel bis Phönizien, Syrien, Anatolien und Indien angewiesen) lebten in der altsumerischen Epoche nebeneinander (3000-2350), später dann in Rivalität. Sie entstand, weil Wasser und Ackerland knapp waren. Ein dauerhaft größeres Reich gründete erst Sargon von Akkad. Von Kisch aus unterwarf er seit 2350 v. Chr. nach den sumerischen Städten ganz Mesopotamien, dann Elam und die Randgebirge Irans, Teile Syriens und Kleinasiens. Mit Speer, Pfeil und Bogen besiegte sein Heer die schwerfällige sumerische Phalanx (Lanzen und Schilde). Das bis heute nicht gefundene Akkad wurde die neue Hauptstadt. Sargons Enkel Naramsin, „Gott von Akkad“, erhob als „König der vier Weltgegenden“ den Anspruch, die ganze damals bekannte Welt zu regieren. Diese Weltreichsidee, die uns zunächst in der Person eines Einzelnen, eines Weltherrschers, begegnet, war folgeschwer bis zur Gegenwart. Schon zu Lebzeiten Naramsins aber begann das Reich zu zerfallen. Erst Babylon fasste die Vielfalt der Stadtstaaten und neu auftretenden Völker (Gutäer, Amurriter) erneut zusammen.

Babylon war zunächst kaum größer gewesen als ein Dorf, den mächtigen Uruk und Akkad und Ur in allem unterlegen. König Hammurabi machte es zur Weltstadt (1728-1686, oder 1792-1750 – die Königslisten sind lückenhaft, alle Angaben vor 1500 unsicher). Durch Krieg und Verhandlung fasste er fast ganz Mesopotamien zum ersten Babylonischen Reich zusammen, baute Tempel und Kanäle. Handel und Gewerbe blühten, musterhaft war die Verwaltung der genau kontrollierten Beamten. Vor allem aber ließ dieser Vater seines Landes eine Gesetzessammlung, die umfangreichste und bekannteste des Alten Orient, auf eine über 2 m hohe schwarze Dioritsäule meißeln. Ihre 282 Einzelbestimmungen hielten die Gebote des Königs fest. So gab es schon früh den Widerstand des Menschen gegen seine eigene Willkür, die Sehnsucht nach Frieden und Gerechtigkeit, gab es Rechtssicherheit und einen Schutz für Arme und Schwache, ohne dass schon alle vor dem Gesetz gleich gewesen wären. Die Verbrecher bestrafte nicht mehr der Geschä-

digte oder seine Familie, sondern der König, indem er Gleiches mit Gleichem vergalt und die Strafe an Regeln band („Auge um Auge, Zahn um Zahn“). In einer Inschrift gilt Hammurabi deshalb als der „König und Held, der niedermacht den Feind, der Sturmwind im Kampf, der unterwirft der Widersacher Land, der den Zwist austilgt und die Empörer niederhält, der die Streiter zerschlägt wie ein tönernes Bild.“ Aber auch Babylon sank von seiner Höhe herab. Um 1530 (1595?) eroberte es der Hethiterkönig, verschleppte die Statue des Stadtgottes.

Die Hethiter hatten ihr Reich im 17. Jh. v. Chr. in Anatolien gegründet. Sie hinterließen das erste um Objektivität bemühte Geschichtswerk, die erste schriftlich fixierte Verfassung und ein Strafrecht, das ein Todesurteil nur noch bei schweren Vergehen vorsah und auf Wiedergutmachung setzte. Weil sie dieselben Götter anriefen wie die Arya in Indien, liegt eine gemeinsame Herkunft nahe. Die Hethiter waren bei der Eroberung Babylons von den Kassiten unterstützt worden; an sie fiel die Stadt, so dass ein Mächtigkeitsgleichgewicht entstand: zwischen Ägyptern und Hethitern, zwischen dem Reich Mittanni der Hurriter (Südosttürkei/Nordsyrien) und den kriegstüchtigen Assyryern.

In dreifachem Wechsel von Aufstieg und Fall (Alt-, Mittel-, Neuas-syrisches Reich) gewannen die Assyryer eine beherrschende Stellung. Ihrem Gott Assur, nach dem die Hauptstadt hieß und dessen Bild sie ihren Heeren vorantrugen, wollten ihre Könige die Welt zu Füßen legen. Auf Stelen und Palastreliefs gaben sie ihm Rechenschaft, welche Beute sie gemacht, wie sie ihre Feinde verstümmelt, verbrannt, geschunden und gepfählt hatten. Widerspenstige Völker wurden verschleppt, andere in deren Land angesiedelt – in fremder Umgebung waren sie treuer. So lebte Akkads Weltreichsidee grausamer fort.

Die größte Ausdehnung erreichte Assyrien unter Asarhaddon; er unterwarf sogar Ägypten. Sein umfassend gebildeter Nachfolger Assurbanipal II. ließ um 650 in seiner Riesenbibliothek das gesamte kulturelle Erbe des alten Mesopotamien sammeln. Über 20000 Tontäfelchen sind erhalten und überliefern, was die alte Medizin, Astronomie, Mathematik und Chemie beobachtet hat.

Der Terror von Assurs Pfeilen und Pferden hatte das Reich zusammengezwungen, Hass und Überdehnung der Kräfte zerstörten es.

Eine medisch-babylonische Allianz eroberte Assur, 612 wurde auch Ninive dem Erdboden gleichgemacht. Die Sieger teilten das Land.

Assurs Vernichtung war Babylons Aufstieg. Westlich des Tigris gründete Nabopolassar das Neubabylonische Reich (612-539), dessen Macht sein Sohn Nebukadnezar noch steigerte. Er errichtete einen gewaltigen, farbenfroh geschmückten Palast (mit seinen „Hängenden Gärten“) und für den Stadtgott Marduk den mit 70 m höchsten uns bekannten Stufentempel (die Zikkurat, den biblischen Turm zu Babel), zugleich gepflasterte Prozessionsstraßen, das berühmte Ishtar-tor (heute im Berliner Pergamonmuseum), und vor allem die unbezwingbare Doppelmauer um die Stadt (je 8 m dick, der längste jemals errichtete Stadtwall, den Griechen ein Weltwunder). Seit 1899 hat der deutsche Archäologe Richard Koldewey das alte Babylon ausgegraben.

Das Land östlich des Tigris erhielt der König der Meder. Von Ek-bátana aus hatten die Meder einen Großteil Vorderasiens zwischen Indus und Halys erobert. Sie verloren die gerade erst gewonnene Macht an die Perser, ihre Verwandten und Vasallen.

Noch um 700 hatten die Perser als Halbnomaden auf der Hochebene Irans gelebt. König Kyros II. (d. Gr., 559-530) war der erste bedeutende Herrscher aus der Familie der Achämeniden. Sie machten Persien zum ersten wirklichen Weltreich. Kyros stürzte den medischen König vom Thron (550), unterwarf im Westen den sagenhaft reichen Lyderkönig Krösus (er zuerst hatte Münzen geprägt) und die Griechenstädte Ioniens. 539 zog er umjubelt auch in Babylon ein, befreite die Juden. Nachdem er im Kampf gefallen war, begrub man ihn in Pasargádai. Auf seinem Grabmal steht: „Wanderer, wer Du auch seist und woher Du auch kommst, denn dass Du kommen wirst, weiß ich: Ich bin Kyros, der Sohn des Kambysses, der Gründer des Reiches der Perser, der Asien beherrscht hat. Missgönne mir nicht das Fleckchen Erde, das meine Gebeine birgt.“

Nach der Eroberung Ägyptens (525) stießen die persischen Heere – gefürchtet waren die Reiter und Bogenschützen, die Leibgarde der 10000 „Unsterblichen“ – unter Darius I. (522-486) bis Libyen vor, bis Indien und zur Donau. Arabien wurde umsegelt, der Seeweg nach Indien erkundet, ein Kanal gegraben zwischen Nil und Rotem Meer.

„Großkönig, König der Könige, König in Persien, König der Länder“ nennt sich Darius auf der Siegesinschrift von Bisutun, der „Königin der Keilinschriften“. Vor allem ordnete und vereinheitlichte er das Reich. Er teilte es in 20 Provinzen (Satrapien), deren Satrapen, die unbefristet die Truppen befehligten und die Abgaben eintrieben, durch königliche Beamte überwacht wurden. Ein Netz von Straßen – vor allem die Königsstraße von Susa bis Sardes, von Pferdewechselstationen und Signalfeuern gesäumt – verband die Reichsteile mit der Residenz und dem Palast in Persepolis mit seinem monumentalen Thronsaal (groß wie ein halbes Fußballfeld, mit über 100, fast 20m hohen und 1,5 m dicken Säulen). Die Straßen förderten den Handel ebenso wie der Dareikos, die Goldmünze mit dem Bild des Königs. Darius verlangte von den unterworfenen Völkern Gehorsam, Tribut und Heeresfolge, beließ ihnen aber Kultur und Religion. Mit der Abstammung von königlichen Ahnen und der Gnade Gottes rechtfertigte er seine Herrschaft. Ein strenges Hofzeremoniell zeigte den Abstand zwischen Herrscher und Untertan. Bei der Audienz hatte jeder, wenn er den König begrüßte, mit seiner Stirne den Boden zu berühren.

Darius folgte der Lehre des Zarathustra (um 1000? eher im 6. Jh. v. Chr.). Die Welt bestimme der alte Kampf zwischen Ahuramásda, dem Schöpfer und Herrn des Lichts, und dem Herrn der Finsternis, Áhri-man. In diesem Dualismus muss der Mensch sich entscheiden. Am Ende der Zeiten steht ein Gericht. Wer das Wahre und Gute gewählt hat, wird im Paradiese leben; der Ungerechte stürzt in den Abgrund, denn der Sieg Ahuramasdas ist gewiss. Er galt als Gott aller Menschen, nicht als Nationalgott. Unter freiem Himmel verehrte man ihn, Tempel kannten die Perser ebenso wenig wie das alte Indien.

Als Xerxes I. (486-465) Griechenland nicht erobern konnte, war dies zunächst nicht mehr als ein Unglück. Die Zentralgewalt aber verfiel. Vier Generationen später unterwarf der Makedonenkönig Alexander das Reich. Obwohl er sich als Erbe der Perser begriff und zeigte, war die Geschichte des Alten Orient zu Ende.

Zwischen den Großmächten Ägyptens und Vorderasiens, am linken Zipfel des fruchtbaren Halbmonds wohnten zwei kleine, überaus wichtige Völker. An der Küste des heutigen Libanon siedelten die

größten Seefahrer der Alten Welt: die Phönizier. Nie haben sie eine staatliche Einheit gekannt. Aber durch den Niedergang der Großmächte wuchsen Macht und Reichtum der Stadtstaaten Tyros, Sidon und Byblos. Von wenigen Fernhändlerfamilien wurden sie regiert. Ihre Schiffe beherrschten die Inseln und die Südküste des Mittelmeers, an der sie Handelsniederlassungen gründeten (in Tunesien 814 Karthago, in Spanien das silberreiche Gades). In Phönizien endeten wichtige Karawanenstraßen aus Babylonien, Kleinasien und Ägypten, so dass es die Fertigwaren des Orients (Wolle, Papyros, Elfenbein, Keramik, Metallgeräte, Glas, Zedern, Purpurfarbstoff) gegen die Metalle des Westens tauschen konnte. Die phönizischen Kapitäne fuhren bis auf den Atlantik, bis Britannien und Gabun. Die bedeutendste Leistung der Phönizier war freilich die Weiterentwicklung der Hieroglyphen und Keilschrift zum viel einfacheren (Konsonanten-)Alphabet; auf ihm beruhen die meisten heutigen Schriftarten.

Etwas südlicher siedelten die Israeliten. Auch sie verdanken den Beginn ihrer Geschichte der Schwäche der Großmächte. Seit dem 13. Jh. hatten Gruppen niederer Herkunft (Hirten und Bauern des syrisch-arabischen Raumes, aus Ägypten entflozene semitische Fronarbeiter) im judäischen Bergland eine Vielzahl von Dörfern gegründet. Nur der Glaube an den Gott Jahwe einte sie; auch aßen sie – anders als ihre Nachbarn – kein Schweinefleisch, so dass sie für uns auch archäologisch fassbar werden. In Konkurrenz mit den Philistern drangen sie im fruchtbaren Kanaan vor.

Die Ältesten hatten zunächst die zwölf Stämme geführt, gemeinsam mit der Heeresversammlung. Nur zum Krieg wählten sie einen gemeinsamen Feldherrn, der von Fall zu Fall auch Richter war. Gegen Ende des 11. Jhs. wurde der Krieg gegen die Philister dem Saul anvertraut. Der Oberpriester Samuel salbte ihn zum König. Dessen Stellung beruhte also ganz auf Gnade und Gunst Jahwes, Israels wahren König. Sauls Nachfolger David (um 1000-960) setzte sich schließlich gegen die Feinde durch und eroberte das kanaanitische Jerusalem, das er durch den Bau eines Palastes zur Hauptstadt machte. Östlich des Jordan wurden einige Landstriche von Davids Reich abhängig. Auch einen Tempel zur zentralen Verehrung Jahwes plante er schon. Gebaut

hat ihn sein Sohn Salomon (960-922). Wie ein Cherubenthron wölbte sich der Bau über der Bundeslade. Jahwe selbst hatte Platz genommen im Allerheiligsten, herrschte in seiner Stadt und durch seinen Sohn Salomon. Dieser teilte das Land in zwölf Steuerbezirke; Festungen und Streitwagen schützten die Grenzen, bis Ostafrika, Jemen und Babylon reichte der Handel.

Nach Salomons Tod zerfiel das Reich. Israel und Juda, notorisch zerstritten, wurden zum Spielball der Großmächte. 722 eroberten die Assyrer das Nordreich, 586 zerstörte Nebukadnezar mit Jerusalem Juda und den Tempel. Vor den Augen des Königs wurden seine Söhne niedergemacht, er selbst geblendet und mit Teilen der Oberschicht nach Babylon verschleppt. Das Ende war das nicht, es war ein Anfang. Die Propheten (Rufer, Berufene) deuteten die Katastrophe als Strafe für den Abfall vom Gottesbund. So legten sich die Juden als erstes Volk der Geschichte auf einen strikten Monotheismus fest. Er forderte mehr als Opfer und Kult: Recht und Gerechtigkeit. Gott band sich an Israel (nicht an einen König oder eine Stadt oder ein Land), war Herr der ganzen Welt. 39 Schriften, unser AT, von vielen Autoren im gesamten 1. Jt. gesammelt und verfasst, bezeugen die Taten Jehowas, das Hin und Her im Verhältnis des Volkes zu seinem Gott. Nichts sei wichtig für Israel, allein: den gütigen und gegenwärtigen, den weisen und übermächtigen Schöpfer der Welt anzubeten, seinem Bund und Gebot die Treue zu halten. Anders als die Christen lässt das Judentum die ungeheure Kluft und Spannung zwischen Gott und Welt bestehen. Was das Christentum als vermittelnde Mitte der Weltgeschichte kennt, erwarten die Juden erst: die Ankunft des Messias.

Im Alten Orient erkennen wir schon deutlich unsere Vorfahren. In ihm wurde der Mensch zum ersten Mal sesshaft, in ihm bildeten sich die ersten Hochkulturen. An Strömen gelegen, entstand in Ägypten der Staat, von einem Gottkönig durch Beamte und Priester zentral gelenkt. Die Wirtschaft, die Fernhandel und Arbeitsteilung kannte, differenzierte sich ebenso wie die streng gestufte Gesellschaft, in der die Sklaverei nur eine geringe Rolle spielte. Schriftsysteme wurden erfunden und verbessert, an die Stelle des Gewohnheitsrechtes trat das positive Recht (in Babylonien zuerst). Literatur und praktische Wissenschaften

entstanden, Städte, das Militär. Akkad kannte als erstes die Idee der Weltherrschaft, Persien verstand es, verschiedene Völker zum Nutzen aller zentral zu regieren. Die Religion beherrschte die geistige Kultur. Polytheismus und der Glaube an einen nationalen Gott überwogen. Für Europa am bedeutendsten wurde neben der Bild- und Baukunst Ägyptens, dem Alphabet Phöniziens und der praktischen Wissenschaft Mesopotamiens der Monotheismus der Juden.

Hervorragende und verständliche Einführungen auf 100 Seiten:

Barthel Hrouda, Mesopotamien. Die antike Kultur zwischen Euphrat und Tigris, München 2.2000 (Ndr. 2005).

Hermann A. Schlögl, Das alte Ägypten, München 2.2005. Schon etwas älter, aber bisher nicht übertroffen:

Eberhard Otto, Ägypten. Der Weg des Pharaonenreiches, Stuttgart 5.1979. Sehr anschaulich geschrieben, mit Zusammenfassungen zu den Epochen, aber mit der Neigung, ideelle Motive gering zu achten:

Toby Wilkinson, Aufstieg und Fall des Alten Ägypten. Die Geschichte einer geheimnisvollen Zivilisation vom 5. Jahrtausend v. Chr. bis Kleopatra, München 2013. Der gesamte Alte Orient in:

Frühe Hochkulturen, Stuttgart 2003 (350 S., fast durchweg gut lesbar, mit zahlreichen Karten und Photos; damit stimmt überein: Welt- und Kulturgeschichte, Bd. 2, Hamburg/Mannheim 2006, ergänzt um Anmerkungen zur Kultur).

b. Griechenland – Die griechische Kultur

Lange vor der Geschichte der Griechen begann die griechische Geschichte (D. Lotze).

Bevor nämlich Einwanderer aus dem Balkan in zwei Wellen nach Griechenland kamen und mit dessen Ureinwohnern zum Volk der Griechen verschmolzen (ab 2000 und ab 1200 v. Chr.), war schon im 3. Jt. in Kreta eine Hochkultur entstanden. Als diese griechische Frühzeit in Blüte stand, lebten ihre Fürsten in mehrstöckigen und mit Wandmalereien geschmückten Palästen, gegründet auf den Fleiß der umwohnenden Bauern und Händler; so in Knossos, dessen sagenhafter König Minos der Epoche seinen Namen gegeben und dessen Palast der englische Archäologe Arthur Evans seit 1900 ausgegraben hat. Kretas Kultur und Wirtschaft beeinflussten Griechenland und die Ägäis beträchtlich. Um 1450 v. Chr. jedoch wurden die meisten Paläste zerstört; wohl kaum von dem Riesenvulkan der Insel Thera (Santorin), eher durch wirtschaftlichen Niedergang und die mykenischen Griechen.

Erst durch die Berührung mit der minoischen Kultur waren die Griechen in der Mitte des 2. Jts. aufgestiegen. Durch Burgen und Kuppelgräber, in Tiryns und im „goldreichen Mykene“, zeigten ihre Fürsten, wie mächtig sie waren. Mit ihrer Linearschrift B, die das Kretische weiterentwickelte, liegt eine frühe Form des Griechischen vor (J. Chadwick). Um 1200, gerade als einer der Kriege um Troja getobt haben mag (J. Latacz), ist die mykenische Kultur untergegangen. Auch sie wurde vorwiegend durch Einwanderer zerstört, die in anderthalb Jahrhunderten vom Norden her vordrangen.

Von den Dunklen Jhen. (1200-800) ist wenig bekannt; schwierig und umstritten ist die Deutung der Bodenfunde. Soviel aber ist klar: Rückgang überall. Die Bevölkerungszahl sank deutlich, die Leute verarmten, verlernten das Schreiben, politische Institutionen verschwanden. Über die Stämme herrschten Könige ohne Macht, die auf den streitbaren Adel Rücksicht zu nehmen hatten. Das adlige Sippenoberhaupt stand an der Spitze seines Hauses (oikos), d. h. einer Großfamilie und

ihres Gutsbetriebes, kaum mehr als ein vornehmer Bauer. Um so mehr kultivierte er sein Adelsleben: Kampf, Jagd, Tafelfreuden.

Fast ruckartig änderten sich dann die Verhältnisse (W. Schuller). Eine merkwürdige Unruhe ergriff die Griechen am Beginn der archaischen Zeit (800-500). Überall drängte der Adel das Königtum weiter zurück, ersetzte es durch Richter, Priester und Feldherrn. Aus der Monarchie war eine Aristokratie geworden.

Und das, was die Griechen einte, entstand jetzt: die Polis (in der kleinräumigen Landschaft mit ihren zahllosen Inseln, Buchten und Tälern der typische griechische Stadtstaat, im Kern eine Siedlung um den Burgberg herum, vor allem aber ein Personenverband von Großfamilien); die Verehrung derselben Götter, die auf dem Olymp wohnten, die sich wie Menschen gebärdeten und von denen die Epen Homers und Hesiods erzählen; dieselben Spiele zu Ehren dieser „Unsterblichen“ (in Olympia, Korinth, Delphi); dieselbe Sprache und dasselbe Alphabet, das der phönizischen Schrift die Vokale hinzufügte.

Obwohl vielfach östlicher Einfluss vorliegt, entstand in Griechenland doch etwas völlig Neues. Die Künstler z. B., die Vasen, Statuen und Tempel zu gestalten begannen, verließen sich nicht mehr allein auf die alten Rezepte, auf ein gutes Schema, die ägyptischen Vorbilder. Sie wurden neugierig, experimentierten, trauten dem eigenen Augenschein, entdeckten Naturwiedergabe und Verkürzung der Perspektive (E. H. Gombrich).

Aus Gewinnstreben und schierer Not, weil der Handel lockte und der knappe Ackerboden die rasch wachsende Bevölkerung nicht mehr ernährte, gründeten die Griechen von 750-550 v. Chr. viele neue Städte: nicht in Griechenland selber – an den Küsten Unteritaliens und Siziliens (der Magna Graecia), Frankreichs, Spaniens, der östlichen und nördlichen Ägäis und des Schwarzen Meeres. Die gut geplanten Auswanderungen unter adliger Führung gelangen, wo niemand wohnte oder herrschte und weil weitgereiste und wagemutige Händler, Piraten und Abenteurer das geographische Wissen enorm erweitert hatten. Die Geschichte der neuen Räume ist mit der Geschichte Griechenlands nie zusammengewachsen. Trotz treuer Anhänglichkeit blickte man auf die nahen Gefahren und Chancen. Gleichwohl erkannten

sich die Griechen von den Barbaren („Plapperern“) durch die Sprache geschieden.

Die Landnot der heimatlichen Poleis aber blieb. Um ihre Gemarung zu erweitern, lagen sie in ständiger Fehde miteinander. In ihr kämpften nun Hopliten – freie Bauern mit selbst gestellter Rüstung – in geschlossener Phalanx gegeneinander. Bald beanspruchten sie, auch politisch mitzureden. Die Idee einer Herrschaft der Bürger, die Demokratie, war geboren.

Die Polis Sparta war im fruchtbaren Eurotastal als Zusammenschluss von vier Dörfern entstanden. Zunächst wurde ein Versammlungsplatz angelegt, die agorá. Die Einrichtung von zwei Königen war aus der Zeit der Einwanderung geblieben; sie waren die Feldherren, scharf kontrolliert von fünf Beamten. Diese Ephoren und der Rat der Alten (gerusía) wurden von der Versammlung aller Vollbürger (Spartiaten) gewählt. Die strenge Erziehung diente einzig dazu, sie in Lagern zu harten und anspruchslosen Kriegern zu machen, die ihr Leben für die Vaterstadt zu geben bereit waren. Blutsuppe, Granatapfelkerne und fettes Fleisch waren ihre Nahrung. Schwächliche Neugeborene setzte man aus. In der Inschrift für die bei den Thermopylen Gefallenen sind der Opfermut und die überkarge Strenge Spartas bündig formuliert: „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest/ uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“ Diese Disziplin und Standhaftigkeit, diese völlige Unterordnung des Einzelnen unter die Polis brachten Sparta unter den Griechen höchstes Ansehen.

Im 7. und 6. Jh. hatte Spartas Kunst und Literatur noch in voller Blüte gestanden (K.-H. Welwei). Die andauernde Angst vor einem Aufstand der unterworfenen Heloten aber (als hörige Bauern bewirtschafteten sie die Höfe [kléroí] und besaßen wie die bloßen Einwohner [Periöken] keine politischen Rechte) ließ Sparta zum Kriegerstaat werden. Verträge mit den Nachbarn verhinderten, dass ein Aufstand deren Unterstützung fand. Im Krieg führte Sparta „die Lakedämonier und Mitkämpfer“ an. Dieser Bund sicherte auf der Peloponnes die Hegemonie und den Besitz des gerade eroberten Messenien.

Auch das zunächst wenig bedeutende Athen ist aus dem synoikismós mehrerer Gemeinden entstanden. Vom Adel beherrscht, war

schon früh (vielleicht 624/21 durch den noch halb sagenhaften Dracon) durch Aufzeichnung harter Gesetze Rechtssicherheit geschaffen worden.

Trotzdem drohte um 600 eine Revolution. Die Bauern waren bei den adligen Großgrundbesitzern, die mit Habsucht und Hochmut auftraten und die besten und größten Stücke des knappen Ackerlandes besaßen, hoch verschuldet, mussten ihre Höfe oder gar sich selbst und ihre Familien verpfänden und verkaufen. Nun forderten die Adligen die Begleichung der Schulden, die Bauern eine Neuverteilung des Landes. Da einigte man sich auf einen Schlichter: 594/3 wurde der adlige Solon zum Archon mit außerordentlichen Vollmachten gewählt. Er kaufte die Schuldklaven frei, schaffte die Schuldknechtschaft ab, entschuldete die Höfe (seisachtheía: Lastenabschüttelung) und beteiligte alle Bürger durch die Einrichtung von Steuerklassen und einer Volksversammlung an Politik und Herrschaft. Die Bahn zur politischen Emanzipation des Einzelnen war betreten. Nicht mehr in die Sippe, sondern in den Staat war er hineingestellt. Eine Neuaufteilung des Bodens aber verhinderte Solon. In Festigkeit, Maß und Ausgleich gab er das Beispiel eines echten Staatsmannes.

Bald aber kam es erneut zum Streit. In einem Bürgerkrieg (stásis) riss seit 561/60 der vornehme Peisístratos mit Hilfe fremder Söldner eine alleinige Macht an sich, die nicht auf Erbe oder Wahl beruhte (Tyrannis). Durch großzügige Landverteilung und öffentliche Bauten gewann Peisistratos die Treue der Bauern, Händler und Handwerker. Schon seine Söhne aber machten aus der Tyrannis eine Tyrannei, eine willkürliche und eigensüchtige Gewaltherrschaft. 510 wurde sie gestürzt. In Athen war die Tyrannis der Übergang von der Adels- zur Bürgerherrschaft.

Das 5. und 4. Jh. vollendete dann die Demokratie, vorangetrieben von den rivalisierenden Gruppen des Adels. Der aus der Verbannung zurückgekehrte Kleisthenes setzte 508/7 eine Verfassungsreform durch. Indem er die Bürgerschaft nach Wohnsitzen aufteilte, brach er endgültig die Macht der Adelsfamilien. Durch die Verbannung ehrgeiziger Politiker nach einem Scherbengericht (ostrakismós), durch die Entmachtung des Areopags, das Losen von Ämtern und die Einfüh-

rung von Diäten schuf das attische 5. Jh. dann die Isonomie, die politische Gleichheit der Bürger. In ihr war die Beteiligung jedes einzelnen an der Politik so spontan und unmittelbar wie niemals vorher und nachher (Schuller). Mit diesem Sonderweg nahm die Weltgeschichte einen neuen Anfang (Ch. Meier). Freilich blieben die Bürger eine Minderheit; Frauen, Metöken und Sklaven – fast 80% der Bevölkerung – hatten keinerlei politische Rechte. Idee und Freiheit der Polis aber waren verwirklicht: unabhängig nach außen (*eleuthería*), im Innern selbst verwaltet (*autonomía*), wirtschaftlich selbständig (*autarkía*).

Griechenlands Klassik (5./4. Jh.) vollendete auch die Weltgeltung seiner Kultur. Die Epen Homers – seine alleinige Verfasserschaft wird nur noch selten angenommen, ist aber nicht unmöglich; die Gesänge sind um 700 entstanden – begründeten als reifer Abschluss einer langen Entwicklung die gemeinsame geistige Welt der Griechen und stehen am Anfang von Europas Literatur und Humanismus. Die *Ilias* erzählt vom Zorn des Achill im zehnten Jahr des Krieges um Troja. Die Leidenschaften im jammervollen Kampf, die noch ganz einem heroischen Zeitalter angehören, überwinden am Ende in gegenseitiger Bewunderung die Todfeinde Achilleus und Priamos in der Erkenntnis, als Menschen gemeinsam einem götterfernen Leid ausgesetzt zu sein. *Ilias* und *Odyssee* (die Heimkehr des Odysseus aus dem Trojanischen Krieg) waren Schulbuch und höchste Autorität. Der zweite Dichter jener Zeit, Hesiod, berichtet nicht von der Welt des Adels, sondern von der harten und redlichen Arbeit der Bauern (*Werke und Tage*), gab ihnen Ratschläge und ersehnt in der *Theogonía* eine gerechte Ordnung des Alls (Kosmos).

Von diesem mythischen Denken lösten sich im 6. Jh. die Naturphilosophen Ioniens. Sie versuchten, die Fragen nach Anfang, Ende und Dauer der Dinge zu klären, nach dem Woher und Wohin, dem Warum und Wozu, nach dem Wesen der Dinge. Thales aus Milet sah den Ursprung und das gründende Prinzip von allem (*arché*) im Wasser, Anaximänder im *ápeiron* (dem Unbegrenzten, das alles Sein umgab – das Begrenzte), Anaximénes in der Luft (die ja alles umgab und belebte), Xenóphanes in Erde und Wasser, Empédocles in allen vier Elementen (Feuer, Wasser, Erde, Luft, die sich vereinen und trennen

wollten), Pythágoras in der Zahl und ihren Proportionen (sie fänden sich in der Musik wie in der Mathematik, im Ergreifendsten wie Abstraktesten), Anaxágoras im *noûs* (der göttlichen Kraft und Vernunft, die alles durchströmt), Demokrit im *átomos* (im Nicht-mehr-Teilbaren). Im Bruch mit diesen Deutungen erklärte Parménides allen Wechsel nur für Schein (das Sein *sei*), während Heraklit in Sprüchen von äußerster Knappheit gerade das Prinzip von Werden und Vergehen für das Bleibende hielt (daher: *pánta rhei* – alles fließt; und: der Krieg ist der Vater aller Dinge – gerade im Streit entsteht das Neue und die Harmonie).

Die Herrschaft der Überlieferung wurde so zuerst bei den Griechen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens erschüttert (A. Messer). Es war eine Revolution, eine völlig neue Art des offenen Blicks, des Rechenschaftgebens und Fragens nach Gründen, des planmäßigen Strebens nach Erkenntnis und Zusammenhängen. Die Wissenschaft (die objektive Erforschung der Welt) war entdeckt, der Wunsch, vom Atom bis zum All alles um seiner selbst willen zu erfassen. Nichts mehr in der vorgefundenen Welt war dieser erwachten Persönlichkeit selbstverständlich und unantastbar. Trug und Wahrheit sollten durch den Verstand (den Denksinn) und die Vernunft (den selbstkritischen Verstand) geschieden werden. Deren Hochschätzung ist das griechische Vermächtnis an Europa. Rom fügte die Idee und das Beispiel der dauerhaften gerechten Herrschaft hinzu, und das Christentum die Rückbindung an eine Ordnung der Welt, in die ihr Schöpfer selbst als leidender Mensch eingetreten ist und so dessen Humanität ein für alle Mal begründete (Theodor Haecker).

Die Klassik war auch gleich an ihrem Anfang die Hoch-Zeit der griechischen Lyrik. Anders als das Epos, dessen Erzähler distanziert nur erzählt, öffnet das Gedicht den Menschen so ganz für die Welt und ihre Eindrücke und verpflichtet sie zur Gestimmtheit des lyrischen Ichs, das sich dann sein Inneres und seine Welt erschließt. Tyrtáios rühmt die Tapferkeit des Phalanxkämpfers, von Archilochos ist die erste leidenschaftliche Selbstaussage eines Dichters überliefert: als Sänger und Kriegsmann, Sappho schrieb schlichte und innige Gedichte tieferster und erschütternder Liebe. Im 5. Jh. dann vielleicht der Höhepunkt:

Pindar. Seine festlichen Lieder sind ganz ergriffen vom Rühmen, Preisen und Erheben der göttlichen Macht und des adligen Lebens. Wie herrlich aber wird am Ende so oft dieses Hochgefühl des höchsten Augenblicks zurückgenommen, lächelnd oder in Erinnerung an die Vergänglichkeit.

Dies alles, eine der größten geistigen Umwälzungen überhaupt, wurde vollendet im Schatten der wachsenden persischen Macht. Kyros d. Gr., „König der Könige“, hatte sein Weltreich bis an die Küste Kleasiens ausgedehnt. Um 500 ertrug das Selbstbewusstsein der dortigen Griechenstädte ihre Tyrannen offenbar nicht mehr, die dem Großkönig Tribut und Heeresfolge gesichert hatten. Es kam zum Aufstand, von Athen mit 20 Schiffen unterstützt. Nachdem Dareios I. diese Erhebung seiner westlichen Satrapie unterdrückt, 494 Milet zerstört und die Milesier an den Euphrat verschleppt hatte, wollte er auch Athen bestrafen, vielleicht ganz Griechenland unterwerfen (von der neuesten Forschung bezweifelt: J. Wiesehöfer). Die griechischen Städte sollten Wasser und Erde nach Persien schicken. Überraschend aber unterlag das persische Expeditionskorps, das in der Bucht von Marathon gelandet war, 490 dem athenischen Heer. Nicht nur die Entschluss- und Durchsetzungskraft seines Feldherrn Miltiades und die Tapferkeit der Hopliten hatten das bewirkt, sondern auch ihr Freiheitswille, der durch die Entwicklung Athens zur Demokratie, die viele an der Regierung beteiligte, gesteigert war. Für Persien war Marathon nur eine Niederlage am Rand (K.-J. Hölkeskamp), aber doch eine Schmach und bedeutend genug, dass 480 der Großkönig selbst heranrückte, Xerxes I., mit Heer und Flotte zugleich. Sie sprengten den griechischen Doppelriegel, der zu Lande bei den Thermopylen und zu Wasser an Euböas nördlichem Kap den weit überlegenen Persern den Weg nach Süden verlegen sollte. Die Stadt Athen, von ihren Bewohnern geräumt, wurde besetzt, die Akropolis niedergebrannt. Bei Salamis aber besiegte der hellenische Bund die überlegene persische Flotte. „Nicht wir haben das vollbracht“, schrie im Sieg der stolze Athener Themistokles, der den Schlachtplan entworfen hatte und in scharf kalkulierender Voraussicht und mit rätselhaft klarem Blick die Volksversammlung gegen jede Tradition zum Bau von 200 Trie-